

DAS THEMA: WENDEKINDER

Generation der Unerhörten

Sie sind in einem schwindenden Land geboren und in einem Land ohne Grenzen erwachsen geworden. Die Wendekinder wissen um Brüche in der Biografie und die Vor- und Nachteile zweier Gesellschaftssysteme. Sie haben Pläne und Ideen. Porträt einer Generation zwischen Herkunft und Ankunft – auf der Suche nach Anerkennung und mehr Gelassenheit

VON ULRIKE NIMZ

Das Gemeinschaftsgefühl. Spaziergänge durch ein Weizenfeld, das im Wind Wellen schlägt. Der Badeofen. Was sie mit ihrer Heimat, der DDR, verbinden, sind die jungen Menschen gefragt worden. Sie haben es aufgeschrieben, in Stichworten und Gedankenketzen. Es sind Stimmen aus einem verschwundenen Land – und sie bilden den Auftakt zu einem einzigartigen Projekt.

„Uns ist lange genug die Kompetenz des Sprechens entzogen worden.“

Adriana Lettrari Projektinitiatorin

Die Idee zum Projekt entsteht im Jahr 2009. Friedliche Revolution und Mauerfall jähren sich zum 20. Mal, die Medien sind voll von Zeitzeugnissen und Diskussionsrunden. „Zwischen Unrechtsstaat und Ostalgie – Neuer Streit um das DDR-Erbe“ lautet eines Abends das Thema der Polit-Talkshow Anne Will. Adriana Lettrari ärgert sich über die Gäste: Etablierten Männern aus Westdeutschland sitzt Wolfgang Thierse gegenüber. Warum, fragt sie sich, kommen nie junge Menschen zu Wort, wenn es um die Wende geht?

Lettrari ist 1979 in Neustrelitz geboren. Die Politik- und Kommunikationswissenschaftlerin hat im Deutschen Bundestag als Unternehmensberaterin gearbeitet. Der Wunsch, der eigenen Generation Gehör zu verschaffen, ihre Rolle im ost- und gesamtdeutschen Diskurs zu stärken, sind ihr Antrieb genug, um das Projekt „Dritte Generation Ostdeutschland“ ins Leben zu rufen, mit der Planung für ein erstes Treffen zu beginnen. „Von Westdeutschen werden wir nicht voll genommen und unsere Eltern und Großeltern glauben, wir seien zu jung, um das Ausmaß der Veränderungen zu begreifen“, sagt Lettrari. „Uns ist lange genug die Kompetenz des Sprechens entzogen worden.“ Schon immer führten geschichtliche und kulturelle Umbrüche be-



Platte, Pioniere und Provinz: Die Bilder von gestern sind heute schon Klischees – und Spuren auf der Suche nach Herkunft und Heimat.

stimmte Jahrgänge zusammen und schufen Erfahrungsgemeinschaften. Seit Mitte der 90er Jahre sind die Entwicklungen nach dem Mauerfall der Generationenforschung wiederholt zum Thema geworden. Die Sozialwissenschaftler Thomas Ahbe und Rainer Gries haben in mehreren Publikationen ein detailliertes Bild der DDR-Generationen gezeichnet. So auch von den „Wendekindern“, die erst die Demonstrationen erleben, dann den ersten Besuch im Westen und die Verlockungen einer neuen Konsumwelt, aber auch das Verschwinden dessen, was einst ihre Kindheit ausmachte. In der Spätphase des Sozialismus aufgewachsen, litten sie keinen Mangel, beschreiben ihre Kindheit im Rückblick als glücklich und erfüllt – auch weil sie durchgeplant war. Erst später hörten sie, dass ihre helle Welt eine erstarrte, in Auflösung begriffene Diktatur gewesen sein soll. Abgesehen von der friedlichen Revolution gibt es für die heute Fünfundzwanzig bis Fünfunddreißigjährigen kaum eine Möglichkeit, die gesellschaftlichen Verhältnisse ihrer Kindheit positiv zu deuten. In der Schule oder von ihren Eltern erfahren sie wenig – nichts vom „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ oder den Hoffnungen des Prager Frühlings. Stattdessen wird das Thema gemieden.

Heute sind die damals Jugendlichen erwachsen, stehen mitten im Berufsleben, sind selbst Eltern. Doch die Vergangenheit beschäftigt sie nach wie vor. Da ist Luise, die sich an die Pi-

oniernachmittage vor allem deswegen erinnert, weil sie nicht dabei sein durfte. Da ist Michael aus Hoyerswerda, der die Frage: „Deine Eltern wohnen noch immer dort?“, und das veraltete Mitleid darin, nicht mehr hören kann. Und da ist der Anwalt aus Osterlin, der 120.000 Euro im Jahr verdient, und der festen Überzeugung ist, dass man seine Herkunft besser nicht vor sich herträgt, will man es zu etwas bringen.

Sie alle haben schon einmal zu spüren bekommen, dass der Faktor Biografie auch 20 Jahre nach der Wiedervereinigung eine Rolle spielt. Wenn bei Praktika in Frankfurt am Main, München und Hamburg immer wieder gefragt wird: „Ach, Sie sind aus dem Osten, ja?“ Das Gefühl sich fertig zu machen, kennt auch Ingrid Miethe. Die Erziehungswissenschaftlerin von der Universität Gießen schildert den Tagungsteilnehmern mit viel Humor ihren Werdegang innerhalb der „westlichen Dominanzkultur“, wie bereits verfrühtes Duzen sie als Ostdeutsche entlarvte, oder die Suche nach einer Drei-Raum-Wohnung. Miethe macht deutlich: Unterschiede gibt es nicht nur bei Begrifflichkeiten, sondern auch zwischenmenschlich.

Die Künstlerin Katharina Groß hat ihre Gefühle über das Hier und Jetzt in einer Videoarbeit zusammenfließen lassen, die das Abendprogramm der Tagung abrundet. Zitternde Bilder, in Großformat auf die Fassade des Tagungsgebäudes geworfen, zwei

nackte Menschen, ineinander verschlungen. Es ist nicht ganz klar, ob sie miteinander ringen oder sich umarmen. Ihre Kunst sei offen für viele

Deutungen, sagt Groß. „Noch ist nicht zusammengewachsen, was zusammengehört“, ist eine davon: Das zeigen auch die Statistiken, die in Referaten

zur Sprache kommen, die rechte Seite der Deutschlandkarte immer dunkelrot hohe Arbeitslosigkeit, Abwanderung, niedriges Pro-Kopf-Einkommen.

Das zeigt Tom Buhrow, wenn er in den Tagesthemen das Neueste aus dem „thüringischen Erfurt“ verliest, wohl aber nie vom „bayerischen München“ sprechen würde.

Doch wer im Gegenzug die Vorteile eines Lebens in der DDR anführt, wird oft belächelt, macht sich naiver Ostalgie verdächtig. „Unrechtsstaat“ und „Mangelwirtschaft“ sind Worte, die dann reflexartig zur Anwendung kommen, obwohl keines von ihnen das Leben in der DDR erschöpfend beschreiben kann – ebensowenig wie „Gier“ und „Wachstumswahn“ dem heutigen gerecht werden.

Die verwaiste Bushaltestelle. Einsame Männer in Kleingärten. Sterbende Landstriche.

Auch das sind Bilder, die die Tagungsteilnehmer mit dem Gedanken an ihre Heimat auf den Anmeldebogen schreiben. Viele von ihnen haben ihre Geburtsorte längst in Richtung großer westdeutscher Städte verlassen oder sammeln sich auf den kleinen Inseln des Aufschwungs: in Leipzig, Jena oder Dresden. Jene, die bleiben, nicht aus Antriebslosigkeit, sondern um etwas zu bewegen, stellt Christoph Links vor. Der Verleger und Publizist erzählt von kleinen, idealistischen Projekten in Kommunen, in denen die Einnahmen aus der Hundesteuer größer sind als die aus der Grundsteuer: Nutzungsideen für leer stehende Häuser, medizinische Netzwerke, Bürgerläden. Nicht immer geht das gut, doch die Möglichkeit des Scheiterns hat die

Dritte Generation genauso in ihre Lebenswirklichkeit integriert wie das Bewusstsein, dass es immer weitergeht. „Erschütterungen können uns nicht mehr erschüttern“, sagt Adriana Lettrari.

Und doch ist da Wiebke, der irgendwie die Heimat abhandengekommen ist, seit sie mit 18 Jahren die Küste verlassen hat. „Ich habe in Freiburg studiert, in Frankfurt arbeite ich“, sagt sie. „In Rostock bin ich geboren – aber mittlerweile Tourist.“ Die Suche nach Selbstverständlichkeit hat sie mit vielen Vertretern der Dritten Generation Ost gemein. In literarischen Selbstporträts reflektieren sie ihre Herkunft und die ersten Jahre nach dem Mauerfall. Jana Hensel schreibt in „Zonenkinder“ über das plötzliche Verschwinden ihrer DDR-Kindheit, Robert Ide liefert mit seinem Roman „Geteilte Träume“ eine nachdenkliche Betrachtung dessen, was aus Wünschen und Hoffnungen der einstigen DDR-Bürger geworden ist, erzählt auch von den Ernüchterungen einer Zeit, in der Marktwirtschaft manchmal nur ein Synonym für Massenarbeitslosigkeit zu sein scheint.

„Es geht aber nicht darum, eine Selbsthilfegruppe zu gründen“, sagt Lettrari. „Wir sind kein Ossi-Club.“ Vielmehr wolle man einen Generationenauftrag formulieren. Denn den Wendekindern kommt aufgrund ihrer Doppelperspektive eine Vermittlerfunktion zu: Vergangenheit wird am besten im Zwiegespräch der Generationen verhandelt. Das Projektteam

hat die Vision, die Dritte Generation Ostdeutschland bei weiteren Treffen auch mit Eltern und Großeltern ins Gespräch zu bringen, irgendwann vielleicht mit Gleichaltrigen einer „Generation Westdeutschland“. „Wir sind begierig, Neues über uns selbst zu lernen“, sagt Lettrari. Schließlich eint sie auch das Wissen darum, dass keine Wahrheit ewig ist.

Das Projekt

„Die 3te Generation Ostdeutschland“ wurde 2010 als ehrenamtliche Initiative von neun jungen Menschen aus Ost und West gegründet und dient der Vernetzung und Unterstützung der zwischen 1975 und 1985 in der DDR Geborenen. Parallel dazu wurde die Wendenützige Trägergesellschaft für die finanziellen und rechtlichen Entwicklungen im Hintergrund verantwortlich ist. Das Projekt wird unter anderem von der Stiftung Aufarbeitung unterstützt und sucht nach weiteren Sponsoren. Im Juli fand in Berlin die erste deutschlandweite Konferenz statt. Ziel war es, junge Menschen ins Gespräch zu bringen, um Wissens- und Erfahrungsaustausch zu ermöglichen sowie Ideen für zukünftiges Engagement zu entwickeln. Das Projekt wird wissenschaftlich begleitet.

» www.wendekind.org
» www.dritte-generation-ost.de

Das Buch

Der Traum von Freiheit und einem selbstbestimmten Leben einte die Bürger der DDR. Doch als dieser Traum mit der Wende wahr zu werden schien, teilten sich die gemeinsamen Erfahrungen. Während viele junge Menschen ihren Weg machten, resignierten viele Eltern, enttäuscht von den neuen Realitäten. Robert Ide fragt, wie es kommen konnte, dass der Umbruch die Familien derart entzweite. Am Beispiel seiner eigenen Geschichte, der seiner Freunde und der Menschen, die er auf Reisen durch die Bundesrepublik getroffen hat, erzählt er vom Leben vor der Wende und davon, was nach der Wiedervereinigung aus den Hoffnungen wurde.



Geteilte Träume – Meine Eltern, die Wende und ich. Luchterhand Literaturverlag, 14,95 Euro

Onkel, warst du bei der Stasi?

Vor vier Jahren hat Robert Ide einen Roman über die schwierige Zeit nach dem Mauerfall und das Schweigen zwischen Jung und Alt geschrieben. Das Buch führte ihn zurück an den Ort seiner Geburt – das Erzgebirge

Robert Ide ist 1975 in Marienberg geboren und in Ostberlin aufgewachsen. 2007 veröffentlichte er seinen Roman „Geteilte Träume“, in dem er den Generationenkonflikt zwischen jungen und alten Ostdeutschen nach der Wende beschreibt. Ulrike Nimz sprach mit ihm über große Erwartungen und wie es sich anfühlt, wenn aus Heimweh Fernweh wird.

Freie Presse: Sie haben mal gesagt, Sie hätten „Geteilte Träume“ geschrieben, um Ihren Eltern wieder näher zu kommen. Glauben Sie, dass Sprachlosigkeit charakteristisch ist für die Nachwendezzeit?

Robert Ide: Ich glaube, dass man in Ostdeutschland vielerorts noch mit

den Veränderungen kämpft, die das Ende der DDR mit sich brachte. In den letzten 20 Jahren hat es nicht nur Siege gegeben, sondern auch Niederlagen. Viele Eltern wurden arbeitslos. Darüber in der Familie zu sprechen, fällt schwer. Schließlich waren Eltern früher Vorbilder, sie haben alles organisiert, auch versucht, die Kinder vom Staat fernzuhalten. Das Schweigen ist oft eher Ausdruck von Rücksichtnahme als von Ratlosigkeit. Aber es tut beiden Seiten weh. Viele junge Menschen sind weit weggegangen, um ihr Glück zu machen und leben jetzt ein ganz anderes Leben, fern ihrer Heimat. Wenn sie nach Hause kommen, dann wollen sie lieber nicht darüber reden, warum sich in ihrer Region so wenig getan hat.

Sie hingenen haben dem Erzgebirge ein ganzes Kapitel Ihres Buches gewidmet.

Ich habe früher meine Ferien im Erzgebirge verbracht und noch viel Verantwortung dort. Ich weiß, dass es gerade in Sachsen viele Regionen gibt, die es schwer haben. Die verkräfteten müssen, dass erst die Betriebe geschlossen werden, dann die Kneipen, dann die Schulen. Darüber wollte ich schreiben. In Berlin herrscht manchmal die Vorstellung, dass alles, was in Prenzlauer Berg passiert, beispielhaft für das ganze Land ist. Darüber, dass es in der Fläche anders aussieht, sind sich viele Westdeutsche bis heute nicht im Klaren. Dabei hat sie der Umbruch längst selbst erreicht. Auf meinen Leuten im Erzgebirge ergaben sich



„Die Heimat ist noch hier, und wir können sie gestalten.“

lebhaft Diskussionen, gerade mit Älteren. Am Anfang waren da viele Arme verschränkt, es braucht seine Zeit ehrlich miteinander zu sein. Aber gerade in Familien sollte man miteinander reden anstatt zu schweigen oder zu streiten.

Der Generation der Wendekinder wird oftmals vorgeworfen, zu jung gewesen zu sein, um das ganze Ausmaß der Veränderung zu begreifen.

Irgendwie war man das ja auch. Die ganz großen Konflikte haben nicht wir aushalten müssen, sondern unsere Eltern. Schicken wir unser Kind ins Wehrlager? Oder machen wir es nicht und riskieren die Abiturzulassung? Kurz bevor man sich selbst innerhalb des Systems hätte positionieren müs-

sen, fiel die Mauer und man hatte alle Freiheiten. Vielleicht ist die junge Generation aber gerade dadurch unbefangen genug, um kritisch zu hinterfragen, wie der Staat damals funktioniert hat. Die Debatten der letzten Jahre mögen für viele ermüdend gewesen sein, aber etliche Kontroversen sind bis heute nicht ausgetragen. Warum fragen wir nicht: Onkel, warst du bei der Stasi? So etwas kann man erst hinter sich lassen, wenn man drüber geredet hat. Und warum soll diese Frage nur von Fremden gestellt werden?

Wie oft hören Sie den Satz: „Die Idee war gut, nur an der Umsetzung hat es gehapert?“

Zu oft. Nostalgie löst zuweilen kritischen Bewusstsein ab. Ich finde, dass man Erinnerungen nicht verändern darf, die alten Zeiten aber auch nicht zu sehr hochleben lassen sollte. Es ist schade, wenn ältere Leute nicht mehr über die DDR-Witze lachen können, die sie früher selbst erzählt haben.



AUS DEN MITSCHRIFTEN DER TEILNEHMER. ZEICHNUNG: ALEXANDER LIEBSCHER FROMM

Zwischen Woher und Wohin

Die Dritte Generation stellt sich vor: In kurzen Episoden erzählen junge Menschen aus Sachsen von der Leere in den Klassenzimmern nach dem Tag, an dem die Mauer fiel, von dem seltsamen Ort namens Vergangenheit und dem ersten Lego-Haus.



Luise Jäckel
Geboren: 1977 in Oelsnitz (Vogtland)
Lebt in: Berlin
Sozialpädagogin beim deutsch-russischen Verein „Club Dialog e.V.“



Ich könnte vom Erdbeeren pflücken auf unserem kleinen Feld erzählen, von den Briefkästen am Ende unserer Straße oder von der Blockschokolade. Aber wenn es um die DDR-Geschichte geht, liegt der Fokus doch häufig auf dem, was man als „politisch“ oder „das System betreffend“ bezeichnet. Ob das gut oder schlecht ist, weiß ich nicht. Nur, dass es mir selbst so geht, wenn ich darüber nachdenke und es um mein „Ossi-Sein“ geht.

Wir waren drei in der Klasse, die nicht Jungpioniere waren. Ich war froh, nicht die Einzige zu sein. Ich war öfter traurig, nicht mit zu den Pioniernachmittagen gehen zu können, wo alle anderen tolle Sachen gemeinsam machten und da-

von erzählen. Ich gehörte nicht dazu, verstand aber auch, warum meine Eltern das nicht wollten. Meine Klassenlehrerin war eine überzeugte Kommunistin. Jeden Tag erzählte sie uns, wie toll die DDR sei und wie böse die USA und alle kapitalistischen Länder. Einmal – sie las aus der Zeitung vor, dass die Produktion der DDR wieder an der Spitze stand – schrieb ich an meine damalige Freundin Berit, die auch nicht Pionierin war, einen Zettel, dass ich nicht glaube, was die Lehrerin da sagt, dass das Quatsch ist. Am Anfang der nächsten Stunde hielt die Lehrerin meinen Zettel in der Hand und war total aufgebracht. Las ihn vor und fragte, wer das war. Die Person solle sich melden, glaubt sie denn, dass die Zeitung lügt, dass alle

lügen? Ich hatte große Angst, sagte aber nichts. Ich glaube, sie ahnte, dass ich den Zettel geschrieben hatte. Als die Wende kam, war ich 12. Ich weiß noch, als wir alle vor dem Fernseher meiner Oma saßen und die Bilder der feiernden Menschen auf der Mauer sahen. Trotzdem ich nicht genau wusste, was das alles zu bedeuten hatte, war mir klar, dass etwas Wichtiges passiert sein musste. Ich erinnere mich, dass in der Zeit danach viele in der Klasse gefehlt haben. Einige kamen wieder, einige nicht. Ich erinnere mich daran, dass mein Bruder kleine Anstecker gebastelt hatte – dunkelblau mit weißer Schrift: „Ich bleibe hier!“ Die verkaufte er bei meinem Opa in der Drogerie für 20 Pfennige oder so.



Michael Hacker
Geboren: 1979 in Hoyerswerda
Lebt in: Berlin
Projektmanager beim Netzwerk Europäische Bewegung, Mitorganisator der Tagung „3te Generation Ostdeutschland“



„Die Vergangenheit ist ein Ort, an dem Du nicht wirst“, steht auf einer Karte, die ich vor Jahren in einem Café in Leipzig entdeckt habe. Zu dieser Zeit hatte ich mich bereits auf die Suche nach diesem Ort gemacht, der so viele Erinnerungen umschließt: Ich las DDR-Literatur und Nachwendromane, besuchte Veranstaltungen, die sich mit den biografischen und sozialen Umbrüchen nach 1989 beschäftigten.

Und doch wurden meine Erinnerungen an die DDR immer mehr durch Episoden aus meiner Kindheit bestimmt als durch Gewissheiten über die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse eines heute verschwundenen Landes.

Wenn ich gefragt werde, woher ich komme und mit Hoyerswerda antworte, kommen häufig dieselben Reaktionen – unabhängig ob

mein Gegenüber aus dem Osten oder dem Westen kommt: Eine Mischung aus betretenem Lächeln und der Erwartung, bestätigt zu bekommen, dass alles stimmt, was man über die Stadt hört und liest – die Rechtsradikalen, die Plattenbauten, die rapide Schrumpfung der Stadt. Auch wenn die Versuchung immer groß war, längeren Diskussionen aus dem Wege zu gehen, war die wiederkehrende Konfrontation mit meiner Heimatstadt der Auslöser, genauer hinzusehen: auf den „Osten“, auf die Geschichte von Hoyerswerda als zweite sozialistische Planstadt der DDR, auf die Wendege-schichte meiner Familie und schließlich auch auf meine ostdeutsche Herkunft – wobei ich das Etikett „ostdeutsch“ noch lange brüsk von mir weisen sollte.

Aber warum eigentlich? In der Öffentlichkeit war das Bild von Ost-

deutschland schon besetzt, durch die Medien und durch die Generation der Eltern und Großeltern, die verständlicherweise eine ganz andere Sicht auf die letzten 20 Jahre und auf die DDR haben. Gleichaltrige, die den Großteil ihres Lebens in der Zeit nach 1989 verbracht haben, waren und sind in der Diskussion öffentlich selten bis nie zu hören.

Mit dem Projekt „3. Generation Ostdeutschland“ wollen wir Diskussionen über die Gegenwart und Zukunft in Ostdeutschland führen, die Rolle der Ostdeutschen für den deutsch-deutschen Dialog und die europäische Integration beleuchten – und uns natürlich über unsere persönlichen Geschichten austauschen. Denn auch wenn ich den Ort meiner Vergangenheit vielleicht nie erreichen kann, so führt von dort ohne Zweifel ein Pfad ins Heute und Morgen.



Katharina Groß
Geboren: 1983 in Dresden
Lebt in: Dresden
Studentin & Freischaffende Künstlerin



Es war 1990, als ich in die Schule kam. Alles wird jetzt anders, sagten die Eltern. Alles wird jetzt besser, sagten die Anderen. Für mich schien alles so zu sein, wie es eben zu sein hatte. Selbstverständlich irgendwann. So begenue ich vielen Dingen, die mich emotional betreffen, immer noch. Meine Mutter lernte einen neuen Mann kennen, meinen Papa, orientierte sich beruflich neu, machte sich selbstständig. Wir zogen innerhalb der Stadt mehrmals um. Meine Eltern hatten

wenig Zeit für mich – das ließ Freiraum zum Spielen. Als Dreijährige bekam ich von West-Verwandten mein erstes Lego-Haus geschenkt. Ich habe keine Angst vor Veränderungen, denn damals, als meine Eltern mich fast zerrißen, war es meine Schwester, die ich beruhigen musste: Alles kommt in Ordnung. Doch zweifeln Sie, dass ich genug Elfenbogen und bist ansonsten auch sensibel genug deinem Gegenüber. Geschichte als soziokulturelles Gepäck wird oft zur Last. Woher du kommst, kann zweitragend sein. Es bleibt die Frage: Wohin?